

Die logische Struktur grammatischer Regeln

Von Bjarne Ulvestad

Die schon in der Goethezeit als ergötzlich empfundene Feststellung seitens Fausts Famulus Wagner, »... wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht«, würde wohl kaum ein moderner europäischer Linguist heute öffentlich zu formulieren wagen. Seit Wagners Zeiten hat eine wissenschaftliche Tempustransformation stattgefunden: Unsere Wissenschaft blickt nicht mehr zurück; sie ist in hohem Grade futurisch geworden. Seit zwanzig Jahren hören und lesen wir immer wieder und in vielen Varianten die jede Kritik optimistisch entwaffnende Aussage: »... but our science is still young«, um den führenden amerikanischen Strukturalisten Martin Joos zu zitieren.¹ Die dauernden Resultate liegen jetzt in der Zukunft. Unsere Linguisten betrachten sich vorwiegend als Vorläufer, zum Teil schon als Bahnbrecher einer noch auszubauenden Sprachwissenschaft. Unser aller Kontributionen wollen nur als vorläufig angesehen werden. Die apodiktische Phase der Linguistik ist Gott sei Dank überwunden. Wir sind alle Teamarbeiter, Lehrer und Diszipel zugleich, und es ist gut so. Erst unsere in ungeheurerer Fleißarbeit schaffenden Nachfolger werden die individuellen Leistungen ihrer theoretisierenden Wegbereiter richtig einzuschätzen wissen.

Der moderne Wagner arbeitet, lernt und lehrt mit dem demütig-stolzen Wissen um die Vorläufigkeit seiner wissenschaftlichen Resultate. Wir haben es wohl nicht so herrlich weit gebracht mit bezug auf exakte, nicht falsifizierbare Sprachregeln, aber wir sind Wissenschaftler, nicht mehr Vorwissenschaftler, um mit der Zunge amerikanischer Kollegen zu reden. Diese Einstellung, die wohl generell gelten mag, besonders

¹ Joos, M., *Description of Language Design*, JASA 22.701-708, abgedr. in den von Joos herausgegebenen *Readings in Linguistics*, Washington 1957. Das Zitat bezieht sich auf *Readings*, S. 350.

unter jungen Linguisten, ist verständlich und vielleicht auch notwendig, denn »alles wanket wo der Glaube fehlt« (Schiller); aber es besteht eine gewisse Gefahr, die Vorzüge der eigenen Schule, der eigenen Methode aus den wirklichen oder vermeintlichen Nachteilen der vorhergehenden herzuleiten. Vielleicht allzu häufig wird behauptet, die traditionelle Grammatik hätte eine Menge relevanter Probleme wegen unzulänglicher Basistheorie nicht sehen, und folglich auch nicht bewältigen können. Solche Aussagen, und ich will nicht sagen, sie seien immer falsch, müssen unwillkürlich die fundamentale Frage aufwerfen, was für Probleme als eigentlich grammatische Probleme anzusehen seien.

Nehmen wir z. B. das Subkategorisierungsproblem, das in verschiedenen modernen Grammatikerschulen, also nicht nur in der kontrastiv-generativen, einen wichtigen Platz einnimmt. Die sogenannte Subkategorisierung ist als solche, d. h. als analytische und regeldescriptive Prozedur, nicht grundsätzlich theoriebestimmt oder theoriegebunden. Jede Wissenschaft muß mit Kategorien und Subkategorien arbeiten. Dagegen scheinen das relative Ausmaß und die Tragweite der Subkategorisierung noch in der Hauptsache theoriebezogen zu sein. Es ist dies ein Gebiet, wo die Meinungen noch weit auseinandergehen. Auf die Frage: Wollt ihr die totale Subkategorisierung? würden wohl fast ausschließlich die radikaleren Vertreter der kontrastiv-generativen Theorie mit ja antworten. Es ist doch zu hoffen, daß die Antwort auf diese Frage nicht einen Schibbolethstatus erreicht, denn das Problem braucht noch lange nicht als pressierend angesehen zu werden. M. E. sollte man nicht weiter subkategorisieren, als für die grammatische Beschreibung der jeweiligen Sprache notwendig ist. Aber selbst auf diesem engeren Gebiet gibt es noch sehr viel zu tun. Erlauben Sie mir bitte eine kurze, zumindest andeutende Erklärung dieser etwas konservativen Stellungnahme.

Vor allem seit Humboldt muß es als eine Binsenwahrheit gelten, daß die bisherige »Weltkategorisierung« und die Sprachkategorisierung sich reziprok, aufeinander bezogen, entwickelt haben. Aber die Kategorien unserer Welt bleiben offen, und also auch diejenigen der Sprache, besonders die reinen Lexeme. Zu jeder Zeit werden neue »Weltkategorien« erschlossen, werden neue Worte, oder neue Wortbedeutungen, benötigt. In gewissem Sinne kann man wohl sagen, daß die Sprache unsere eigentliche Welt sei, aber das Diktum muß zu jeder Zeit als nicht ganz wahr gelten. Die Welt ist größer als die Sprache. Die Konsequenz muß bleiben, daß die totale lexikalische Subkategorisierung zu

keinem Zeitpunkt möglich ist. Die progressive Welterschließung kann, zugestanden, nicht in einem sprachlichen Vakuum vorgehen, kann nicht ohne die Sprache kommuniziert werden, aber letzten Endes ist es die Sprache, die der Entwicklung Rechnung tragen muß, nicht, oder zumindest nicht in gleichem Grade, umgekehrt. Das heißt wiederum, daß jede Sprache zu jeder Zeit ein sich entwickelndes System ist, ein System mit mehr oder weniger offenen Kategorien, ein nie abgeschlossenes Kommunikationssystem. Aber die sprachlichen Kategorien sind nicht gleich offen. Am offensten sind diejenigen, die nicht zum eigentlichen grammatischen Formalsystem der Sprache gehören, also z. B. Wortklassen wie Substantiva und Adjektiva einerseits, gegenüber etwa Pronomina und Präpositionen andererseits. Zum Formalsystem gehören selbstredend die grammatischen Relationen, wie z. B. Kasusreaktion, Kongruenz, notwendige Wortstellung, Tempusbildung.

In der bisher m. E. brauchbarsten Einführung in die generative Transformationsgrammatik, von Bechert et al., lesen wir: »Die Grundlagen für die Konstruktion einer generativen Grammatik sind die an Hand von Beobachtungsdaten gemachten Generalisierungen, die nun als Anweisungen für den ›Satzgenerator‹ uminterpretiert werden müssen.«² Ich glaube, ein jeder Grammatiker würde zustimmen, ob das Adjektiv *generativ* vor *Grammatik* steht oder nicht. Die große Frage ist eigentlich, was unter »Beobachtungsdaten« zu verstehen sei. Diese Frage ist besonders wichtig in einer Zeit, in der die Theorie, die zu einem hohen Grade die Beobachtungsdaten zu beeinflussen scheint, in einer ständigen Entwicklung begriffen ist. Manchmal scheint es, als ob die Generativgrammatik dem berühmten Diktum Bloomfields widerspricht: »The task of linguistics is to describe what people say, not what they ought to say.« Um nur ein Beispiel zu nehmen, mit bezug auf die oben genannte »Einführung«: Ich persönlich würde den Sternchensatz *Hans stiehlt*³ nicht für ungrammatisch halten. Auch möchte ich meinen, diesen Satz würde man viel häufiger antreffen als den angeblich grammatisch richtigen Satz *Hans stiehlt irgend etwas*⁴. Das Verbum *stehlen* kommt ja häufig ohne Objekt vor, in Sätzen wie z. B.: *Hans stiehlt wie ein Rabe; Jetzt stiehlt er auch noch; Hans lügt, stiehlt, raubt, betrügt*

¹ Bechert, J., Clément, Danièle, Thümmel, W., Wagner, K. H., Einführung in die generative Transformationsgrammatik, München 1970, S. 39.

² Bechert et al., S. 120.

⁴ Bechert et al., S. 120.

und mordet; Ein Dieb ist einer, der stiehlt; »Er ... trug ein Schieß-eisen, er stank, er stahl«⁵.

Noch heute muß die Aufgabe der Grammatik sein, (1) die rein materiellen Beobachtungen zu beschreiben und zu katalogisieren, soweit wie möglich ohne theoretische Interferenz, und (2) diese Beobachtungen zu generalisieren. Erst hier sollte die Theorie mit ins Spiel kommen. Das heißt, auch Sätze wie *Hans stiehlt* müssen irgendwie ins Regelsystem integriert werden.

Wir brauchen, zugestanden, viel weitergehende Subkategorisierung in der Syntax als bisher, aber grammatisch relevante Subkategorisierung, z. B. so, wie sie in der hervorragenden Arbeit von Ulrich Engel: »Regeln zur Wortstellung«⁶ vorgenommen wird. Daß auch Engels Subkategorien zum Teil weiter subkategorisiert werden müßten, werde ich in einer Weile zeigen. Aber wir sollten den bisher – wenigstens implizit – in der Theorie bestehenden Unterschied zwischen semantischen und syntaktischen Merkmalen nicht aufgeben. Eine Erweiterung des Wortschatzes ist also nicht pauschal einer Erweiterung der Syntax gleichzusetzen. Eine Aussage wie *Ich habe das halbe Brathähnchen krähen gehört* ist wohl nicht wahr, aber sie ist nicht eine grammatisch regelwidrige Aussage, und der Märchenerzähler, der die sieben Raben ihre Schwester *bewirten* oder die Auerhenne den Auerhahn *bewundern* läßt, dürfte sich nicht der Generierung ungrammatischer Sätze schuldig gemacht haben.⁷ Das hieße die Grenzen der Grammatikalität zu eng ziehen. Wir müssen, mit anderen Worten, vorsichtig sein in der Verwendung des exkludierenden Sternchens.

Meiner Meinung nach besteht kein fundamentaler Unterschied zwischen den verschiedenen grammatischen Regeln, die uns heute in der Praxis unterbreitet werden. Jede Regel kann grundsätzlich verifiziert oder falsifiziert werden, ob sie »formalisiert« ist oder verbal formuliert. Hauptsache ist, daß die Regel logisch befriedigend strukturiert ist, und hier muß man zugeben, daß die sogenannte traditionelle Grammatik manchmal Regeln formuliert hat, die einer sinnvollen Nachprüfung nicht zugänglich sind. Ich will jetzt einige wenige Regeln vom Gesichtspunkt der Nachprüfbarkeit und der Verbesserungsmöglichkeit

⁵ Allingham, M., Mädchen, Nerz und Detektive, übers. v. Anne Uhde, Bern und München 1971, S. 6.

⁶ Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, herausgegeben von U. Engel, Band 5, Mannheim 1970.

⁷ Ich sehe also den angeblich ungrammatischen Satz »Der Rabe bewirtet das Mädchen« (Bechert et al., S. 79) als durchaus sprachlich an.

aus betrachten. Hier denke ich nicht an offensichtlich unzulängliche Regeln wie die folgende, von Koefoed formulierte: »... a rule of normative stylistics for German does not allow of more than two adverbial elements in a sentence.«⁸ Es ist dies eine ausgesprochene Performanzregel, deren Gültigkeit fast jede Seite deutscher Literatur negieren dürfte. Wenn derselbe Verfasser findet, daß alle Permutationen von den Satzgliedern eines gegebenen deutschen Aussagesatzes möglich seien, solange nur das finite Verb an zweiter Stelle stehe⁹, so darf man auch einfach sagen, die Regel hat keine Basis, sei es in der Kompetenz, sei es in der Performanz, soweit man an einer Distinktion zwischen Kompetenz und Performanz festzuhalten wählt. Aber es ist eine logisch klare Regel, wie so viele falsche Regeln, und sie ist leicht zu falsifizieren. Sie besagt z. B., daß der folgende Satz in mehr als dreieinhalb Millionen möglichen, d. h. sprachrichtigen, Varianten oder Permutationen vorkommen könnte: »Vor wenigen Jahren wurde zu Wien ein unrein verwegenes Venuskind vom Teufel bei nächtlicher Weil aus seinem Schlafbett zum Fenster hinaus in freie Luft bis in eines fürnehmen Herrn Stallung geführt.«¹⁰ Eine Umkehrung des Satzes ergibt, um nur eine der dreieinhalb Millionen Permutationen zu wählen, folgende Sequenz: »Führt wurde bis in eines fürnehmen Herrn Stallung in freie Luft zum Fenster hinaus aus seinem Schlafbett bei nächtlicher Weil vom Teufel ein unrein verwegenes Venuskind zu Wien vor wenigen Jahren.« Noch »unmöglichere« Sequenzen wären natürlich leicht zu konstruieren.

Dagegen wirft die folgende von Kufner, Jørgensen und anderen formulierte Exklusionsregel ein wirkliches Problem auf. Diese logisch klare Regel besagt, daß das Negationswort *nicht* nicht als Vorfeld im Aussagesatz stehen könne.¹¹ Und doch scheint diese Regel nicht ausschließlich zu gelten. Man vergleiche Sätze wie: »Nicht soll uns hier beschäftigen der Unterschied zwischen prohibitiver ... und konstatierender ... Negation«¹²; »Nicht will ich mich lang mit den Komplimenten auf-

⁸ Koefoed, H. A., *Structure and Usage as Applied to Word-Order*, Bergen und Oslo 1967, S. 35. Der Verfasser sagt nicht, wo er die angebliche Regel gefunden hat. Vielleicht beruht sie auf einem Mißverständnis.

⁹ Koefoed, S. 35.

¹⁰ Vom Altertum zum Mittelalter, herausgegeben von G. Neckel, Darmstadt 1964, S. 135.

¹¹ Kufner, H., *The Grammatical Structures of English and German*, Chicago 1963, S. 11; Jørgensen, P., *Tysk Grammatik*, III, Kopenhagen 1964, S. 161.

¹² Seiler, H., *Negation, den Begriff des Prädikats betonend*, *Studia Linguistica* 6 (1952), S. 79.

halten, die ...¹³; »Nicht kann maßgebend sein für die Erkenntnis höfischer Gefüge die Art, wie ...¹⁴; »Nicht aber darf die Stellung des Verbs als drittes Satzglied ... mit der Schlußstellung zusammenge-
worfen werden«¹⁵. Statt Dutzende von weiteren Beispielen vorzu-
lesen, will ich nur kurz anführen, daß wir es hier mit einer statistisch
sehr starken (powerful) Regel zu tun haben, die aber strukturell und
wohl auch stilschichtmäßig zum Teil beschreibbare Ausnahmeregeln in-
kludiert. Und hier sind wir bei einem wichtigen Punkt angelangt, dem
ich hier leider zu wenig Zeit widmen kann. Es geht um die statistische
Komponente syntaktischer Regeln, deren Validität von vielen moder-
nen Sprachforschern kategorisch geleugnet wird, und es geht um den –
ich möchte fast sagen: logischen – Begriff »Ausnahme« oder »Aus-
nahmsregel«. Ich glaube, wir müssen irgendwie der Tatsache Rechnung
tragen, daß wohl die meisten traditionell als syntaktisch angesehenen
Regeln statistische Regeln sind, das heißt Regeln von unterschiedlicher
Validität. Man vergleiche zum Beispiel die Modusregeln im Deutschen.
Exklusionsregeln sowie uneingeschränkte fakultative Regeln kommen
hier zu kurz.

Die Kufner-Jørgensen-Regel darf, um deskriptiv adäquat zu sein, nicht
einfach mit Hinweis auf Fakultativität reformuliert werden. Ob eine
Regel fakultativ ist oder – nach dem Wortgebrauch der traditionellen
Grammatik – »beliebig«, ist am Ende eine Frage der Statistik. Wenn
wir eine sehr starke statistische Regel, z. B. eine Regel mit neunzigpro-
zentiger Geltung, und eine sehr schwache Regel »beliebig« nennen, ge-
raten wir in die Gefahr, bemerkenswerte grammatische Regularitäten
zu verschleiern, statt sie aufzudecken. Ein Beispiel wird vielleicht diese
Aussage illustrieren helfen. Das Beispiel ist wohl allen Teilnehmern
dieses Symposions bekannt. Man findet es in Marvin Folsoms Abhand-
lung »Zwei Arten von erweiterbaren Richtungsergänzungen«¹⁶ sowie
in Engels »Regeln zur Wortstellung«. Beide Forscher generieren ihre
Aussagen vorwiegend auf intuitiver Basis, und ich wähle hier nur die
Aussagen über gereimte Zielangaben vom Typ *Er ging zur Mutter in
die Küche* oder *Er ging in die Küche zur Mutter*. Engels Regel lautet:

¹³ Mann, G., in: Die Zeit, Nr. 48, 1969, S. 11.

¹⁴ Trier, J., Deutsche Bedeutungsforschung, in Germ. Philol., Festschr. für O. Behaghel,
Heidelberg 1934, S. 188.

¹⁵ Maurer, F., Untersuchungen über die deutsche Verbstellung, Heidelberg 1926,
S. 183.

¹⁶ In: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, 4, Mannheim 1970,
S. 31–44.

»Schließlich können nebeneinander das sachliche und das persönliche Ziel einer Bewegung angegeben werden. Dann scheint die Reihenfolge der Ergänzungen beliebig zu sein.«¹⁷ Folsoms Regel besagt, wenn ich sie richtig verstehe, daß die Folge *zur Mutter in die Küche* die häufigere sei, »... aber die andere ist möglich, besonders wenn Pronomina vorhanden sind«¹⁸. Jedenfalls ist Engels Regel eindeutig und, um es sofort zu sagen, auch richtig. Die Frage ist, ob wir sie präziser machen können oder wollen. Für mich als Norweger ist es auch ein kontrastiv-grammatisches Problem. Im Norwegischen heißt es, und zwar ohne Umkehrungsmöglichkeit: *Han gikk inn i kjøkkenet til mora* »Er ging in die Küche zur Mutter«, und *Han kom inn i kjøkkenet til meg* »Er kam in die Küche zu mir«. Wenn die Reihenfolge im Deutschen tatsächlich ganz beliebig ist¹⁹, dann kann die deutsch-norwegische Kontrastivregel so formuliert werden: »Übersetze die norwegischen kumulierten Richtungsbestimmungen wortwörtlich und reihenmäßig ins Deutsche«. Dann kämen nur Sätze wie die folgenden in Frage: *Er ging in die Küche zur Mutter, er kam in die Küche zu mir, er kroch ins Bett zu ihr, er setzte das Glas auf den Tisch vor sie, er ging ins Büro zu ihm, er kam nach Amerika zu ihnen* usw. Da es sehr schwierig scheint, eine semantische Distinktion zwischen Sätzen wie *er ging zur Mutter in die Küche* und *er ging in die Küche zur Mutter* festzustellen²⁰, ist es eine rein statistische Frage, wie die präzisierte Regel zu formulieren sei. Auf der Basis eigener Forschung kann ich ganz kurz berichten: Aus mehr als 150 modernen deutschen Prosawerken²¹ habe ich sämtliche Sätze von den folgenden Typen auf Karten ausgeschrieben²²: MK (*er ging zur Mutter in die Küche*), pMK (*er ging zu ihr in die Küche*), KM

¹⁷ Engel, S. 57.

¹⁸ Folsom, S. 33.

¹⁹ Nach Folsoms Regel sollte die Sequenz »in die Küche zu ihr«, wegen des Pronomens »ihr«, relativ häufiger vorkommen als »zu ihr in die Küche«.

²⁰ Ein Bedeutungsunterschied ist zwar von einigen Gewährspersonen vage angedeutet worden, aber auf der Basis meines Materials muß eine semantische Verschiedenheit doch ernsthaft bezweifelt werden, obwohl die theoretische Möglichkeit klar auf der Hand liegt.

²¹ Auf die Liste dieser Werke muß hier der Raumerparnis wegen verzichtet werden. Das vollständige Material ist zu jeder Zeit zu besehen in der Kartei des Deutschen Instituts, Universität Bergen.

²² M = substantivistisches menschliches Ziel (z. B. »zur Mutter«); pM = pronominales menschliches Ziel (»zu ihr«); K = substantivisches räumliches Ziel (»in die Küche, auf den Tisch«). Die Proformen für K sind wegen bedeutender analytischer Schwierigkeiten nicht im Material mit einbezogen. Ein Satz wie z. B. »er ging hinauf zum König« (für etwa »auf das Schloß zum König«) kommt also im eingesammelten

| M \ K | | | | | | | | | | |
|--------|----|-----|-------|------|-----|-----|----|-------|--------|-----|
| | zu | in | neben | nach | vor | auf | an | unter | hinter | |
| zu | | 195 | | 61 | 1 | 61 | 38 | 4 | 2 | 362 |
| in | | | | | | | | | | |
| neben | 1 | 14 | | | 1 | 59 | 6 | | 1 | 82 |
| nach | | | | | | | | | | |
| vor | | 1 | | | | 38 | | | | 39 |
| auf | | | 1 | | | | | | | 1 |
| an | | 3 | | 2 | | | | | | 5 |
| unter | 1 | | | | | | | | | 1 |
| hinter | | | | | | 3 | | | | 3 |
| | 2 | 213 | 1 | 63 | 2 | 161 | 44 | 4 | 3 | 493 |

Tabelle 1 (Stand 1970)

(*er ging in die Küche zur Mutter*) und KpM (*er ging in die Küche zu ihr*).

Die beiden untenstehenden Tabellen zeigen die Häufigkeiten der verschiedenen typologisierten Zielangabe-Sequenzen, wie sie im Material vorzufinden waren. Zum Beispiel kann man aus Tabelle 1 herauslesen, daß *vor* + M + *auf* + K (e. g. *vor den Mann/ihn auf den Tisch*) 38mal vorkommt im eingesammelten Material, und aus Tabelle 2 kann man ersehen, daß die umgekehrte Reihenfolge: *auf* + K + *vor* + M (*auf den Tisch vor den Mann*) nicht im Material vorkommt.²³

Material nicht vor. In den untersuchten Prosatexten gibt es kein einziges K-Beispiel, das der Pronominalisierung $M \rightarrow \leftarrow pM$ entspräche, d. h. vom Typ »er kam zu mir in sie« für »zu mir in die Küche«.

²³ In den beiden Tabellen steht M sowohl für M als für pM, vgl. Fn. 22.

| K \ M | | | | | | | | | | |
|--------|----|----|-------|------|-----|-----|----|-------|--------|----|
| | zu | in | neben | nach | vor | auf | an | unter | hinter | |
| zu | 2 | | | | | | | | | 2 |
| in | 42 | | 2 | | | | | | | 44 |
| neben | | | | | | | | | | |
| nach | 24 | | | | | | | | | 24 |
| vor | 1 | | | | | | | | | 1 |
| auf | 6 | | 1 | | | | | 1 | | 8 |
| an | 4 | | 1 | | | | | | | 5 |
| unter | | | | | | | | | | |
| hinter | | | | | | | | | | |
| | 79 | | 4 | | | | | 1 | | 84 |

Tabelle 2 (Stand 1970)

Aus den beiden Tabellen geht eindeutig hervor, daß Sequenztyp MK der weitaus häufigere ist (85% des Gesamtmaterials), während Typ KM relativ viel seltener auftritt (15%). Schon dieses numerische Resultat, das m. E. eine sehr starke (powerful) syntaktische Regel offenbart²⁴, dürfte diese Präzisierung von Engels Regel erlauben: Die Normalfolge ist MK, aber KM kommt vor. Diese Regularitätsregel ist zu stark, um unbeachtet zu bleiben. Aber noch interessanter scheint mir das Ergebnis einer numerisch-vergleichenden Untersuchung der Sequenztypen pMK und KpM. Hier kommt eine noch stärkere Regel zum Vorschein: Typ pMK (*zu ihr in die Küche*) kommt in 98% des pMK/

²⁴ Diese statistische Regel ist z. B. wesentlich »stärker« als die landläufigen Regeln zum Gebrauch des Konjunktivs in der sogenannten indirekten Rede im Deutschen.

KpM-Materials vor, während Typ KpM (*in die Küche zu ihr*) also nur vereinzelt vorkommt (2%). Die daraus resultierende generelle syntaktische Regel wäre demnach wie folgt zu formulieren: Normalfolge MK, besonders wenn M ein Pronomen ist. Diese Regel, deren Gültigkeit kaum in Frage gestellt werden darf, scheint Folsoms Regel zu falsifizieren. – Auf andere Frequenzregeln, die mein Material bietet, kann hier nicht eingegangen werden. Sie werden in einer anderen Arbeit zur Diskussion kommen.

Die Sprache entwickelt sich ständig, zum Teil durch falsche Analogie, was dazu führt, daß eine gegebene Sprache zu keinem Zeitpunkt als vollständig grammatikalisiert anzusehen ist. Deswegen ist es sehr schwierig, scharfe syntaktische Regeln zu formulieren, die der Sprache nicht Gewalt antun. Man vergleiche die alte Regel über *brauchen*, die wohl nie exklusive Geltung gehabt hat außerhalb des Schulzimmers: »Wer *brauchen* ohne *zu* gebraucht, braucht *brauchen* überhaupt nicht zu gebrauchen.«

Es wird oft gesagt, daß eine syntaktische Regel nur eine Hypothese sei, die falsifiziert werden könne. Das stimmt zwar, aber dieser logische Status einer Regel sollte nicht dazu verführen, Hypothesen aufzustellen ohne expliziten Hinweis auf die materielle Grundlage der Regel. Die eigene Intuition, auch öfters die Befragung von Gewährspersonen, reicht nicht aus, was viele Syntaktiker beobachtet haben. Noch gilt Reckendorfs Warnung uneingeschränkt:

Die Beschaffung eines Arbeitsstoffes ist allerdings in der Laut- und Formenlehre nicht so unbequem wie in der Syntax. Wollen wir sprachliches Material für eine Syntax haben, können wir uns zunächst an die Angaben der Eingeborenen halten, die aus dem Vollen schöpfen . . . Ferner ist auf ihre Ehrlichkeit nicht Verlaß; ich wüßte aus meinem speziellen Arbeitsgebiet Fälle anzugeben, wo die einheimischen Grammatiker in ihren Angaben geschwindelt haben und ihre Belege gefälscht haben. Wer syntaktisch arbeiten will, muß sich selbst sein Beleg- und Beweismaterial durch Beobachtung der Sprachen verschaffen.²⁵

²⁵ Reckendorf, H., Über syntaktische Forschung, München 1899, S. 5; vgl. Baumgärtner, K., Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig, Berlin 1959, S. 13: »Im Belegmaterial der Arbeit stehen die Hörbelege von mehr als zwei Jahren neben sicher entschiedenen Belegen aus dem eigenen Sprachgebrauch des Bearbeiters . . . Anders als bei der Aufnahme des Lautstandes liefe der Bearbeiter [der Syntax] stets Gefahr, den Gewährspersonen die Antworten nach eigener Vorstellung aufzuzwingen.« Baumgärtners Skepsis, auch der eigenen Intuition gegenüber, müßte Nachfolge finden. Wie leicht selbst anerkannte Wissenschaftler irren können, zeigt folgendes Beispiel: In einer Abhandlung, »Endungszusammenfall (Suffixsynkretismus) in diachroner und synchroner Sicht«, Sprache der Gegenwart, Düsseldorf 1969, schreibt der ehemalige

Da jeder Beispielsatz, dem ein falsches Sternchen beigelegt ist, notwendig auf eine falsche Regel hindeutet, sind gerade die Sternchen-Sätze in der modischen Grammatik von erheblichem Interesse. Allzu viele Sätze werden, wie es scheint, voreilig und unüberlegt mit einem Sternchen versehen. Hier kann ich nur ein paar Beispiele aus einer großen Anzahl anführen.

In McKays Abhandlung »Some generative rules for German time adverbials«²⁶, deren Beispiele von einer *native* Gewährsperson nachgeprüft worden seien, liest man, daß Sätze wie *Im Jahre, als ich in Heidelberg studierte, fing es an*²⁷ und *Im Augenblick, als er eintrat . . .*²⁸ ungrammatisch wären. Diese etwas erstaunliche Feststellung scheinen folgende Sätze aus moderner Literatur klar zu widerlegen: »Erst in dem Augenblick, als er mich fragte . . .«²⁹, » . . . in dem Augenblick, als er jenen Preis erringen wollte . . .«³⁰ »In dem Augenblick, als der Unteroffizier sich aufrichtete . . .«³¹ und » . . . im Augenblick, als die hallenden Lautsprecher die . . . Landung . . . meldeten . . .«³²

Ein weiteres Beispiel, das doch vielleicht etwas schwieriger zu beurteilen ist, findet man in Bierwisch, »Grammatik des deutschen Verbs«³³: auf Seite 113 liest man, daß ein Satz wie . . . *weil wir ihn die Partie haben singen gehört* ungrammatisch sei (im Buch mit Sternchen versehen). Richtig wäre: . . . *haben singen hören*. Hier darf man fragen: Wie weiß Bierwisch, daß der erste Satz ungrammatisch ist? Wie beweist er seine Regel? Meine Gewährspersonen wollen seiner Aussage

Leiter des Bayerischen Wörterbuches I. Reiffenstein, der selbst bairisch spricht und viele Gewährspersonen zur Verfügung hatte, daß (1) die Irrealis-Endung »-et« im Bairischen nicht verwendet werden könne bei den Verben »sein«, »haben« und »werden« (S. 172), und weiter (2): »Den festesten Platz haben die »-et«-Verbaladjektiva im Mittelbairischen zweifellos in der verbalen Fügung mit »werden« (S. 178). Da die zwei Behauptungen meinen eigenen Beobachtungen klar zuwiderlaufen, habe ich den Verfasser brieflich gefragt, wie es sich mit seinen Feststellungen verhalte. Seine freundliche Antwort (Brief vom 23. III. 1971) lautet: »Selbstverständlich sind -et-Formen von »werden« möglich . . . auch »waret, hättet« [Irrealisformen von »sein« und »haben«] sind nicht unmöglich . . .« und zu (2): »Material für statistische Häufigkeitsangaben steht mir freilich nicht zur Verfügung.« Ich bin Professor Reiffenstein sehr dankbar für diese Erklärung.

²⁶ Language 44 (1968), S. 25–50.

²⁷ McKay, S. 33.

²⁸ McKay, S. 38.

²⁹ Böll, H., Ansichten eines Clowns, München 1967, S. 60.

³⁰ Nolte, E., Die faschistischen Bewegungen, München 1966, S. 186.

³¹ Lange, H., Das Lied des Pirols, München 1946, S. 68.

³² Frisch, M. Stiller, Frankfurt/M. 1964, S. 206.

³³ Studia Grammatica II, Berlin 1963.

nicht beistimmen, und ein Satz wie der folgende Hauptmann-Satz zeigt, daß solche »ungrammatischen« Sätze doch vorkommen: »... daß es wahrscheinlich die Frau eines Glasblasers sei, die ich nachts hatte singen gehört...«³⁴. Meine wenigen bisherigen Beispiele aus modernen deutschen Prosawerken deuten darauf hin, daß Sätze, die Bierwischs Regel befolgen, etwas seltener anzutreffen sind als Sätze, die ungrammatisch sein sollen. Aber beide Satztypen sind in der Prosaliteratur überhaupt sehr selten. Ich könnte Dutzende von Büchern anführen, in denen weder der nach Bierwisch richtige Satztyp noch der in Hauptmann und anderen gefundene ungrammatische auftritt. Vielleicht ist es hier wissenschaftlich vorzuziehen, beide Satztypen als gleich richtig anzuführen. Hier muß die Tatsache erwähnt werden, daß eine Unmöglichkeitsregel eigentlich nie endgültig bewiesen werden kann. Das Problem ist: wieviel Gegenbeispiele sind notwendig, um eine Unmöglichkeitsregel zu falsifizieren? Es gibt wohl keine befriedigende Antwort. Vielleicht wäre vorzuziehen zuzugeben, daß es syntaktische Gebiete gibt, wo gesicherte, ausnahmsfreie Regeln überhaupt nicht möglich sind. Eine solche Stellungnahme würde der Sprachentwicklung durch falsche Analogie u. dgl. Rechnung tragen.

Mein nächstes Beispiel scheint vorwiegend theoriebezogen zu sein. Die Frage ist: Was darf als grammatisch richtig angesehen werden und was nicht, und die Antwort wird aus der jetzigen generativistischen Theorie deriviert. Motsch findet die Nominalkonstruktion *Der Mann gestern* anscheinend einwandfrei, als deriviert von dem Satz *Der Mann, der gestern kam*.³⁵ Aber seine Kollegin Renate Steinitz ist anderer Meinung: »Eine Reduktion des Relativsatzes von (218) *Der Mann, der gestern kam* zu (219) **Der Mann gestern*, wie sie Motsch erlaubt, ergibt eine grammatisch abweichende Konstruktion, wenn sie auch umgangssprachlich üblich ist... [denn] es sind beliebig viele Möglichkeiten der Rekonstruktion des eliminierten Teilsatzes denkbar.«³⁶ Hier sind wir bei einer Crux der generativen Grammatik angelangt. Es ist wohl klar, daß Renate Steinitz recht hat. Die Nominalphrase *der Mann gestern* braucht überhaupt nicht auf *der Mann, der gestern kam* zurückzugehen. Z. B. ein Satz wie *der Mann, der uns gestern aufgesucht*

³⁴ Zitat aus einem Romanfragment G. Hauptmanns, Jahresring 62/63, Stuttgart 1962, S. 14. Vgl. aus der jüngsten Literatur: »... obwohl er sie nie zuvor hatte rauchen gesehen.« Habe, H., Off Limits, Bergisch Gladbach 1969, S. 120 (Erstausg. München 1955).

³⁵ Syntax des deutschen Adjektivs, Studia Grammatica III, Berlin 1964, S. 115.

³⁶ Adverbial- Syntax, Studia Grammatica X, Berlin 1969, S. 116.

hat ... oder der Mann, den wir gestern kennengelernt haben ... ist ebenso gut denkbar als unmittelbarer Ausgangssatz (deep structure). Dieses Beispiel zeigt einwandfrei, daß eine gegebene Oberflächenstruktur nicht auf eine explizit bestimmbare Tiefenstruktur zurückzugehen braucht, wie es die Generativ-Grammatik von heute zu postulieren scheint.³⁷ Man darf in diesem Zusammenhang auch darauf hinweisen, daß Engel in seinen »Regeln zur Wortstellung« S. 113 und 114 Nominalkonstruktionen wie *diese Aufregung gestern* und *die Aufhetzung der Massen damals* zu akzeptieren scheint, und er will ja vor allem die »Sprache der Gebildeten« (S. 2) beschreiben. Ich möchte hierzu aus meiner Materialsammlung nur die folgenden einschlägigen Beispiele anführen: »Trotzdem hatte Jan für seinen Bruder ein böses Gewissen wegen der sonderbaren Seesäcke gestern ...« (die die Schmuggler vom Schiff zur Barkasse genommen hatten, und deren Jan [und die Leser] sich erinnern)³⁸; »Bei Gütlchs letzten Sommer drei Ferkel wollten mit'n Mal nicht mehr fressen ...«³⁹; »Ihre Freunde neulich waren etwas enttäuscht«⁴⁰. Man braucht wohl keine weiteren Beispiele anzuführen. Es scheint klar zu sein, daß viele von den Generativisten als ungrammatisch angesehene Sätze doch häufig genug vorkommen. Ihre Regeln sind also doch nicht als empirisch-sprachbezogen anzusehen, was m. E. als ein wesentlicher Nachteil der generativ-transformationellen Grammatik bewertet werden muß.

Vorläufig sollte man vielleicht nicht allzu schnell dem beistimmen, was die Vertreter der generativen Grammatik als ungrammatisch bezeichnen. Was normalerweise gesagt wird oder geschrieben, darf man nicht ohne weiteres als sprachwidrig ansehen, wenn es auch grammatisch-theoretisch schwer einzuordnen sein mag. Die Priorität muß bei dem zu beschreibenden empirischen Sachverhalt, nicht bei der deskriptiven Theorie bleiben. Hier wird also der Fehler eher in der grammatischen Theorie als in der deutschen Sprache zu suchen sein.

Wegen der großen, schier unüberschaubaren Vielfältigkeit einer natürlichen Sprache scheint es apriori unmöglich, syntaktische Regeln zu

³⁷ Vgl. z. B. H. Whitakers Rezension von J. Deese, *Psycholinguistics* [Boston 1970], in *Language* 46 (1970), S. 993: »[Deese's] account of deep structures also fails to point out clearly that an ambiguous sentence must be represented by as many deep structures as there are different meanings.« Daß Whitaker hier die Ansicht der generativ-transformationellen Schule vertritt, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

³⁸ Leip, J., *Jan Himp und die kleine Brise*, Hamburg 1951, S. 73.

³⁹ Scholz, H., *Am grünen Rand der Spree*, Frankf./M. und Hamburg o. J., S. 250.

⁴⁰ Frisch, S. 263.

formulieren, die ganz präzise sind, oder die die volle und exklusive Wahrheit sagen. Häufig kommt es in der generativ-transformationellen Fachliteratur vor, daß altbekannte Regeln in nichts verändert werden als in der graphischen Form und dazu – wegen des Präzisions- oder Exhaustivitätsanspruches – durch den Modernisierungsprozeß in gewisser Hinsicht verfälscht werden. Ein gutes Beispiel dafür finden wir in dem schönen Aufsatz einiger Frankfurter Linguisten: »Reflexion über Sprache«⁴¹. Sie wollen anhand eines Beispiels »... die transformationelle Arbeitsweise demonstrieren«⁴². Der Ausgangspunkt ist die unzureichende Behandlung des expletiven *es* in einer Schulgrammatik. Diese Behandlung wird vorerst einer scharfen Kritik unterzogen, denn, wie wir lesen, »von einer Regel muß man verlangen können, daß sie für sämtliche Fälle gilt, d. h. daß man ihr Exhaustivität bescheinigen kann... Ein Vorschlag zur Behandlung der *es*-Sätze, die sich an dieser Konzeption orientiert, stammt z. B. von Wolfdietrich Hartung. Er stellt folgende Regel... auf: Es kann jeder Aussagesatz in einen *es*-Satz überführt werden, dessen Subjekt kein Personalpronomen oder »man« ist.«⁴³ Die Formel sieht so aus:

X V Y → Es V X Y

Hierzu darf folgendes gesagt werden: (1) Hartungs Regel ist nicht neu. Man findet sie seit Jahren selbst in ausländischen Lehrbüchern, z. B. in Selmers »Tysk grammatikk«⁴⁴, wo sie wie folgt lautet: »Bei pers. Pron. und *man* kann *es* nicht [als vorläufiges Subjekt] verwendet werden.« Ich selbst habe vor 20 Jahren versucht, die Regel durch folgende Formulierung zu verbessern: »Main clauses can be introduced by *es* if subject is stressed.«⁴⁵ – (2) Die von Hartung übernommene Transformationsregel ist eine statistisch starke Regel, aber Ausnahmen gibt es viele. So sind folgende Sätze, die die Regel nicht erlaubt, als durchaus sprachrichtig anzusehen: *Ja, es war sie*⁴⁶, *es irrte auch er*, *es kamen auch sie* (mit betontem Pronomen). Und folgende Hauptsätze lassen sich durch Hartungs Formel kaum in akzeptierbare deutsche *es*-Sätze transformieren: *Vater war verschwunden*, *Liebe macht blind*, *Karl ist ein Künstler*, *Schwester Rose war entzückt*, *Zerstreut sah Hans ihnen zu*, *Leugnen war sinnlos geworden*, *Mein Schlafzimmer ist da drüben*.

⁴¹ In: LuD, 1970, S. 56–51.

⁴² Ebd. S. 63.

⁴³ Ebd. S. 64.

⁴⁴ Oslo 1934.

⁴⁵ Vortrag vor Wisconsin Linguisten, Herbst 1950.

⁴⁶ Sander, D., Satzbau und Wortfolge, Berlin 1883, S. 54.

Wichtig ist hier gar nicht die Tatsache, daß die begeisterten jungen Frankfurter Linguisten »Hartungs Regel« etwas übereilt als exhaustiv gültig akzeptiert haben. Das Scheitern der Regel wirft aber eine erste sprachwissenschaftliche Frage auf: Hat es überhaupt einen Sinn, alle syntaktischen Regeln, traditionelle wie moderne, die nicht exhaustiv gelten, deswegen zu verwerfen? Darf man wirklich von einer natürlichen Sprache regulierenden syntaktischen Regel verlangen, daß sie »für sämtliche Fälle« gilt? Unter einer solchen Forderung werden die modernen Grammatiker nicht leicht produktiv arbeiten können. Eine Syntax, die nur exhaustive Regeln enthält, wird wenige Seiten einnehmen, wenn die Basis der Beschreibung einer natürlichen Sprache sein soll. Vielleicht können und müssen die meisten zur Zeit zu lesenden syntaktischen Regeln weitgehend verbessert werden, aber die strenge Exhaustivitätsforderung kann letzten Endes forschungsretardierende Wirkung haben.

Es gibt fließende Grenzen zwischen der Syntax und der Stilistik, zwischen der Syntax und dem Bereich der sogenannten Redewendungen und zwischen der Syntax und dem Lexikon. Vor allem an diesen Grenzen vollzieht sich das, was wir Sprachveränderung nennen. Wir müssen damit rechnen, daß es sprachliche Teilbereiche gibt, die zu keiner Zeit im realen Sinne explizit und exhaustiv beschreibbar sind. Solche Teilbereiche sind wohl allen Deutschlehrern bekannt. Ein gutes altes, durch eine vor kurzem erschienene Abhandlung wieder aktualisiertes Beispiel ist die Syntax des possessiven Dativs.

In Engels sehr aufschlußreichem Aufsatz »Satzbaupläne und Satzanalyse«⁴⁷ findet man eine Regel, die Sätze wie *Er klopfte mir auf die Schulter* generieren soll: »Zu einer Bezeichnung für einen menschlichen Körperteil oder ein besonders enges Zubehör einer menschlichen Person muß in bestimmten Fällen die Bezeichnung für diese Person im Dativ hinzugesetzt werden . . . Und immer kann, theoretisch wenigstens, der Dativ durch einen Possessivanzeiger ersetzt werden.«⁴⁸ Nun ist diese Aussage wohl eigentlich keine Regel, selbst im Sinne der traditionellen

⁴⁷ In: Zielsprache Deutsch, I, 1970, S. 104–122.

⁴⁸ Ebd., S. 108. Die Formulierung »Zubehör einer menschlichen Person« darf nicht stören, denn das hier vielleicht zu erwartende Adjektiv »persönlich« hat in Engels Terminologie eine etwas weitere Bedeutung, kann z. B. auch mit Bezug auf Tiere verwendet werden. So wird z. B. die Sequenz »zu den Mäusen« als persönliches Ziel bezeichnet (Regeln zur Wortstellung, S. 57). Die Auseinanderhaltung von den grammatischen Termini »menschlich« und »persönlich« wird sich sicher als fruchtbar erweisen, zumindest in der Direktionsyntax.

Syntax. Sie ist eher eine Erklärung des possessiven Dativs, nicht seines Gebrauches. Eine Regel müßte wohl die Reservation »in bestimmten Fällen« explizieren und auf die Fakultativität der »muß«-Aussage hinweisen. Eine streng sprachbezogene Regel müßte weiter die Bedeutungsbreite des Begriffs »menschliche Person« erwähnen, damit Sätze wie die folgenden nicht einfach als ungrammatisch verworfen werden, denn dazu kommen sie zu häufig vor: »... das Pferd, dem er die Haferkörner in die Krippe schüttete...«⁴⁹; »... jeder, der dem Staat in die Quere kommt...«⁵⁰; »Der Mann, der diesem Haus der letzte Herr war...«⁵¹; »Juristisch hätten wir der Sache... nie auf den Grund gehen können«⁵²; »Die Reifen sind ihm [dem Auto] geplatzt«⁵³; »... dem Chevy war durch die Explosion die Motorhaube weggeflogen«⁵⁴ Engels Regelpräzisierung auf »menschliche Person« ist aber, statistisch gesehen, als richtig anzusprechen. Seine Regel ist in jeder Hinsicht eine Regel mit gut über 80% Validität. Das gleiche gilt, jedenfalls nach meinen bisherigen sporadischen Zählungen, für den nach der Regel obligatorischen Kasusgebrauch in solchen Sätzen wie *er klopfte mir/mich auf die Schulter*. Die Schulterklopfen-Regel, wenn wir den engeren semantischen Bereich als Grundlage wählen, muß doch wohl Sätze wie diese generieren: *er klopfte mir die Schulter/auf die Schulter*; *er klopfte mich auf die Schulter*. Die meisten Prosaschreiber verwenden sicher den Dativ der Person fast ohne Ausnahme, während andere, z. B. C. F. Meyer, den Akkusativ bevorzugen.⁵⁵ Aber in vielen Prosawerken findet man beide Kasus nebeneinander ohne feststellbaren syntaktischen Grund. In Simmels Roman »Mich wundert, daß ich so fröhlich bin«⁵⁶ finden sich z. B. kurz nacheinander folgende Sätze: »Der Leutnant schlug ihm ins Gesicht« (S. 127), »[der Leutnant] schlug ihn ins Gesicht« (S. 127), »Der Leutnant schlug ihn wieder ins Gesicht« (S. 128) und »Mit der Rechten schlug er ihm ins Gesicht« (S. 130). Ich glaube, wir sind hier an der Grenze zwischen der Formalsyntax und dem Gebiet der Redewendungen. Hier gibt es in jeder Sprache Schwankungen, die in einer beschreibenden Syntax sehr schwer zu behandeln

⁴⁹ Wiechert, E., *Die Magd des Jürgen Doskocil*, Frankf./M. und Berlin 1969, S. 134.

⁵⁰ Hagelstange, R., *Spielball der Götter*, München 1967, S. 168.

⁵¹ Fussenegger, G., *Wie gleichst du dem Wasser*, München 1949, S. 9.

⁵² Quick Nr. 49, 1970, S. 92.

⁵³ Schaper, E., *Die sterbende Kirche*, Zürich 1948, S. 192.

⁵⁴ Cotton, J., *Wir jagten das Maskengesicht*, Bergisch Gladbach 1970, S. 27.

⁵⁵ In »Die Richterinnen« [Wien 1947] S. 8 und 16 findet man die Sätze: »Er klopfte ihn auf die runde Schulter« und »... und wieder klopfte er ihn auf die Schulter.«

⁵⁶ Leck 1962.

sind. Natürlich kann man explizite Regeln formulieren, die eine unendliche Anzahl Performanzsätze als ungrammatisch oder abweichend verwerfen. M. E. geschieht das in der bisherigen generativ-transformationellen Grammatik zu häufig. Aber auch eine Fakultativisierung der Regeln ohne (statistische) Validitätsangabe muß als wissenschaftlich unbefriedigend angesehen werden, besonders wenn eine bestimmte Variante numerisch klar bevorzugt wird.

In den Sozialwissenschaften muß die Statistik notwendigerweise eine wichtige Rolle spielen. Auch die empirische Sprachwissenschaft ist in vieler Hinsicht eine Sozialwissenschaft. Mir scheint es bei der Formulierung syntaktischer Regeln wichtig, der empirischen Tatsache Rechnung zu tragen, daß das Sprachgefühl (die generativistische »Intuition«) nicht gleichmäßig ist bei allen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft. Das besagt wiederum, daß ich für eine im normalen Sinne empirisch-induktive wissenschaftliche Syntax plädiere. Bei einer entsprechenden Einstellung kann es nicht so leicht passieren, daß syntaktische Regeln aufgestellt werden, die den tatsächlichen Sprachgebrauch vernachlässigen, d. h. falsch beschreiben. Ich denke hier an Regeln wie die folgende aus Kufners Handbuch für amerikanische Deutschlehrer: »... verbs which have a direct object (an object in the accusative case) always form modification II with *haben* ... (Although a text for beginners need make no mention of it, recent developments in German tend to invalidate this statement. The feature as such is by no means new, but it is becoming more and more popular. Sentences like the following are no longer rare: *wir sind neue Wege gegangen*.)«⁵⁷ Diese Formulierung ist irreführend. Seit Jahrhunderten gibt es im Deutschen wohl kaum Sätze vom Typ *wir haben neue Wege gegangen*.⁵⁸ Schon vor fast 150 Jahren hat H. Bauer die noch heute richtige Regel folgendermaßen formuliert, mit bezug auf den Gebrauch von *sein*: »... durch Benennung des Orts, wo das Subjekt gewesen, oder wohin es gekommen ist, der Richtung, die es genommen hat, des Weges, den es zurückgelegt hat, der Länge dieses Weges, z. B. ... *wir sind die Landstraße, zehn Meilen geritten* ... «⁵⁹

Eine syntaktische Regel sollte m. E. nicht eine mehr oder weniger vor-eilig der geneigten Überprüfung hingeworfene »Hypothese« sein. Wir

⁵⁷ Kufner, S. 33.

⁵⁸ In der modernen deutschen Literatursprache habe ich kein einziges einschlägiges Beispiel gefunden.

⁵⁹ Bauer, H., Vollst. Grammatik d. dt. Sprache, III, Berlin 1830, S. 401.

dürfen uns unsere Arbeit nicht zu leicht machen. Die seit 15 Jahren vorherrschende Synonymisierung von *Regel* und *Hypothese* ist als wissenschaftlich verwerflich anzusehen, vor allem auf dem Gebiet der Syntax einer natürlichen Sprache. Syntaktische Forschung ist meines Wissens bis 1957 immer Fleißarbeit gewesen. Sie muß es wieder werden.